

Peter Gstettner

Von der Kunst, Erinnerungsspuren und -zeugnisse zum Sprechen zu bringen

Theoretische und methodologische Anmerkungen zum Dialogprojekt der ARGE Jugend in der Steiermark

„Schweigen ist unmöglich“ heißt es im Untertitel eines vor nunmehr 15 Jahren erschienenen Buches über das Erinnern an die nationalsozialistischen Massenverbrechen (Lohrbächer u.a. 1999). In der Realität allerdings müssen viele Initiativen die Erfahrung machen, dass Schweigen sehr wohl möglich war und zum Teil noch ist. Durch Jahrzehnte hindurch schützten sich Menschen mit einem Wall des Schweigens. Wer nach der NS-Erinnerung frug, stieß häufig auf eine Schweigemauer, auf eine vordergründige Sprachlosigkeit, hinter der sich oft Verletzlichkeit, Scham, Trotz, Widerstand und Eigensinn verbarg. Die Schweigemauer sollte nicht nur Täter und Mitwisser schützen, sie war auch eine wirksame Sperre gegen das Vordringen von neuem Wissen und alternativen Geschichtsdeutungen.

Die Folgen dieser Entwicklung waren fatal: Das Schweigen um jeden Preis war für die Nachkriegsgeneration Lernbarriere und Entwicklungshindernis. Schweigen behinderte die Bildung einer persönlichen Identität und das auf Tradierung aufbauende kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft. Die Folge war die Übernahme von fremden Deutungsmustern, von vielfältigen Klischees und Vorurteilen. Auf politischer Ebene versuchte man die „Umerziehung“ zu unterlaufen, in dem man an den selbstverteidigenden Deutungen der Kriegsgeneration festhielt, etwa an dem Topos von der „sauberen Wehrmacht“, von den „anständig gebliebenen Frontsoldaten“, von der „ordentlichen Beschäftigungspolitik im Dritten Reich“, von der „Heimatverteidigung gegen den Bolschewismus“, von der „Macht des Weltjudentums“ usw.

Tatsächlich lässt sich beobachten, dass die Menschen, die sich der Erinnerung verweigern, in ihren Wertvorstellungen extrem anfällig sind für Indoktrination und Außensteuerung. Sie geraten deshalb immer wieder in Versuchung, den populistischen Slogans von Führerfiguren aufzusitzen. Es handelt sich um Menschen, die an das Postulat glauben, dass ein „Arbeiten an der Zukunft“ auch ohne ein Lernen aus der Vergangenheit möglich sei. Was die Zukunft betrifft, so vertrauen sie darauf, dass eine „starke Hand“ sie aus jeder Krise führen wird. Sollten dennoch einmal Zweifel aufkommen, dass sich Tugenden wie Mut, Tapferkeit und Treue, gepaart mit Gehorsam, Pflichterfüllung und Autoritätsgläubigkeit, vielleicht doch nicht als das erweisen könnten, wofür sie gehalten werden, nämlich für unverbrüchliche, ehrene Werte, dann kommt das Selbst- und Weltvertrauen dieser Menschen rasch ins Wanken. Umso lauter rufen sie dann nach dem „starken Mann“.

Das Motto „glücklich ist, wer vergisst“, war Jahrzehnte lang das populäre Graffito auf der österreichischen Schweigemauer. Heute ist die Inschrift abgeblättert und hat ihre normative Kraft eingebüßt. Vor allem die junge Generation, will wissen, was damals geschah. Sie ist neugierig, was sich hinter der Schweigemauer verbirgt. Sie fordert durch ihre Neugierde den Bruch mit dem Schweigekonsens heraus, auf den sich die ältere Generation hinsichtlich ihrer NS-Vergangenheit geeinigt hat. Sofern das Verschweigen der Vorläufer des Vergessens ist, gilt nun der Kampf dem „Erinnern an das Vergessen“ (Gstettner 2012). Vergessen wurde ja nicht nur, nach welchen Wertmaßstäben menschliches Handeln in Grenzsituationen zu beurteilen ist, vergessen wurde auch, was Menschen unter dem Denkmantel der angeblichen

Höherwertigkeit der „arischen Rasse“ anderen Menschen angetan haben, was sie geschehen ließen oder sogar begrüßten. Im fortgeschrittenen Stadium dieser Amnesie, dieses unmerklich voranschreitenden Gedächtnisverlustes, wurde auch vergessen, dass etwas schon einmal gewusst wurde. Daher wiegt die „Schuld des Vergessens“ nicht minder schwer als die Schuld der Täter, die von ihren Taten nichts mehr wissen wollten.

All die unterschiedlichen Formen des Verschweigens und Vergessens haben eines gemeinsam: Sie wollen die Vergangenheit auslöschen und das Bewusstsein einer „Stunde Null“ geschaffen, um schließlich sagen zu können: „Was geht uns denn heute die NS-Vergangenheit an? Wir haben damit nichts zu tun!“ – Jedoch auch diese Position, so provokant sie oftmals vorgebracht wird, verliert zunehmend an Terrain. Heute spricht man, zumindest im westlichen Teil Europas, vom hohen Wert der Erinnerungskultur. Man misst den persönlichen und gesellschaftlichen Akten des Erinnerns wichtige kulturelle Funktionen zu. Zum Beispiel wird gesagt: Beim Erinnern ginge es nicht nur um das Aufbewahren und Archivieren eines vergangenen Geschehens, das vielleicht nur einzelne Menschen oder Gruppen betroffen hat. Beim Erinnern stünde im Vordergrund, dass die Gesellschaft insgesamt zu einem konstruktiven Umgang mit sich selbst und mit ihrer Geschichte findet. Eine sich selbst bewusst werdende Gesellschaft sollte sich ihrer eigenen Vergangenheit stellen, ihre eigene Geschichte annehmen und sich mit ihr kritisch auseinandersetzen. Erst dann könne das Ergebnis, ein Akt der Versöhnung mit der eigenen Geschichte sein.

Dass dieser Weg über den intergenerativen Dialog mit den ZeitzeugInnen führt, gehört heute zum Selbstverständnis aller Projekte, die an und mit NS-Erinnerungen arbeiten. „Wir sind, was wir erinnern“, so der Titel eines Buches von Konrad Görg (2009), der die Stimmen der ZeitzeugInnen nicht ungehört verklingen lassen will. Zwei Generationen nach Auschwitz ist davon auszugehen, dass die Art und Weise, wie wir mit der Vergangenheit umgehen, für die bewusste Herausbildung der eigenen Identität und für die subjektive Geschichte der Menschheit bedeutsam ist. Deshalb sind die Akte des Erinnerns von der individuellen und kollektiven Identitätsbildung nicht zu trennen.

Eine der Grundfragen ist also, wie die Menschen mit ihren Erinnerungen umgehen und wie die Medien als ein mögliches Sprachrohr für das historische Gedächtnis funktionieren. Die Rolle der modernen Medien gehört demnach ins Zentrum der Reflexion gerückt: Wie werden sie eingesetzt? Wie transportieren sie die Erzählungen über die NS-Vergangenheit? Wie helfen sie mit, Vergangenheit zu modellieren, Episoden zu verstärken oder abschwächen? Wie arbeiten sie am Erinnern oder Vergessen?

Der zentrale Stellenwert von Medien besteht zu Recht, obwohl mit allen Projekten der ZeitzeugInnenbefragung und Spurensuche grundsätzlich ein neuer kommunikativer Raum eröffnet wird. Lokal und gegenwartsbezogen werden Breschen in die Schweigemauer geschlagen, um so einen Blick auf die dem Bewusstsein vorenthaltene Vergangenheit zu erhalten. Durch diese „Fenster“, die zunächst oft nur Risse und Lücken in der Schweigemauer sind, dringen die Informationen, die zur Aufklärung darüber werden können, was die verschwiegene Vergangenheit ausmacht. Die freigelegten Spuren und der nachdenkliche Blick darauf können ein Wissen darüber erzeugen, was die Vergangenheit aus den Menschen, die in dieser Zeit gelebt und sie überlebt haben, gemacht hat, wie sie zu dem wurden, was sie sind.

In diesen neuen Erkenntnissen ist der Umstand eingeschlossen, dass ein Rückfall in die vergangene Barbarei durchaus auch in der Gegenwart oder Zukunft möglich ist. Oder wie Primo Levi, Überlebender von Auschwitz, einmal sagte: *Was geschehen ist, können wir nicht verstehen. Aber wir können und wir müssen verstehen, wie es entstanden ist, und wir müssen dem gegenüber wachsam bleiben. Wenn es schon unmöglich ist zu verstehen, so ist doch das dazugehörige Wissen notwendig. Denn das Bewusstsein kann wieder verführt und verdunkelt werden. Auch das unsere.* (Levi 1990)

Alle Initiativen, die ihr Wissen aus ZeitzeugInnenengesprächen beziehen, eint die Überzeugung, dass eine „Bewältigung der Zukunft“ erst nach einer eingehenden Beschäftigung mit der Vergangenheit erfolgen kann, denn nur dann birgt ein Zukunftsentwurf auch die Chance auf eine ethische und moralische Neuorientierung in sich. Andernfalls bestünde die Gefahr, dass per Verführung oder per Wiederholungszwang das Vergangene zum unbewussten Vorbild des Zukünftigen wird. Und diese Gefahr ist nirgendwo so real wie in Ländern mit einem großen Defizit an historischer und politischer Bildung. Ob dieses Defizit im Wege der Schaffung von lebendigen Erinnerungskulturen behoben werden kann, wird die Zukunft zeigen. Die Hoffnung lebt, aber die Schwierigkeiten sind nicht von der Hand zu weisen. Deshalb sollen nun ein paar methodologisch begründete Anregungen gegeben werden, die der Autor aus seinen langjährigen Projekterfahrungen gewonnen hat (vgl. Gstettner 2012, S. 249-262).

1. Soll unser Wissen „die ganze Geschichte“ umfassen, muss man zunächst das Verdrängte sichtbar machen und die gesellschaftlich nicht zugelassene Erinnerung zur Sprache bringen. Eine erste, wenn auch nicht trennscharfe Orientierung, bietet die Unterscheidung von Enzo Traverso: „Es gibt offizielle Erinnerungen, die von Institutionen, auch Staaten aufrechterhalten werden, und vergrabene Erinnerungen, die verborgen oder verboten sind. Die ‚Sichtbarkeit‘ und die Anerkennung einer Erinnerung hängen auch von der Stärke derer ab, die sie tragen. Anders ausgedrückt, gibt es ‚starke‘ und ‚schwache‘ Erinnerungen.“ (Traverso 2007, S. 47) Unser Wissensdrang soll sich also zunächst den gesellschaftlich schwachen Erinnerungen zuwenden. Dafür kann die Grundregel gelten: Erforderlich sind genaues und wiederholtes Studieren von Erinnerungsorten, emphatisches Zuhören bei ZeitzeugInnenbefragungen und das gleichzeitige Zulassen von Emotionalität und Kognition (Gefühl und Verstand) bei der Auswertung von solchen Beobachtungen und Gesprächen.

2. Was wir im Verlauf der Erkundungen zusammentragen, ist zunächst „ein Wirrwarr von Geschichten, ein Schwarm von Biographien“ (Geertz 1997, S. 8). Erst in weiterer Folge von Analyseschritten nehmen die ersten Eindrücke die Gestalt von Vermutungen (Hypothesen) über die Ereignisse an, die sich in der Vergangenheit so oder anders abgespielt haben könnten. Clifford Geertz bezeichnet dieses Vorgehen als hypothetische „Musterbildungen“, die im Anschluss an die Forschungserfahrungen konstruiert werden, um zu einer „Theorie“ zu kommen. Bei unseren Forschungen sind wir also auf das Auffinden, Rekonstruieren und „Lesen“ von Spuren angewiesen. Das Spurenlesen soll uns zu einem Verständnis des Musters führen, aus dem die Geschichten gewoben sind. Die Muster zu erkennen ist auch deshalb wichtig, damit uns die Vergangenheit als eine zusammenhängende, plausible Geschichte erscheint. Auch bei der Befragung von ZeitzeugInnen folgen wir dieser Logik, geht es doch um „Spurensuche“ in Lebensgeschichten. In Begegnungen und Gesprächen persönliche Geschichten über die Vergangenheit erzählt zu bekommen, konstituiert unsere soziale

Beziehung zu den jeweiligen InteraktionspartnerInnen. Dabei ist die Schaffung einer Vertrauensbasis ein wichtiger Faktor. Vertrauen wird gestiftet durch verständnisvolles Zuhören und durch die Übernahme von Verantwortung bei der Weitergabe persönlicher Lebenserinnerungen.

3. Die Tatsache, dass sich viele Verbrechen und Grausamkeiten der Vergangenheit in unserer unmittelbaren Nachbarschaft abgespielt haben, die Möglichkeit, dass Nachbarn oder Familienangehörige in sie involviert waren, unterstreicht die Verantwortung bei der Beschäftigung mit dieser „nahen Vergangenheit“. Dabei auftretende Schwierigkeiten können von Frustration und Wut über die eigene Unwissenheit oder über die Wirkkraft gesellschaftlich gehüteter Geheimnisse begleitet sein. Dabei kann auch das Faktum, dass die Spuren der Vergangenheit vielfältig verwischt wurden, eine Quelle von starken Emotionen und Schuldzuschreibungen sein. Fazit: Die Konfrontation mit historisch belasteten Orten, mit Spuren von Täter- und Opfergeschichten fordert in der Regel die eigene Emotionalität heraus, die ihrerseits bearbeitet werden muss. Dies bedeutet, die eigenen Erschütterungen, Verstörungen, Brüche und Widersprüche bewusst wahrzunehmen und als Erkenntnismedium zu nutzen. Dasselbe gilt für alle Kommunikationssituationen, die wir als „intergenerative Dialoge“ inszenieren. Auch sie erfordern spezifische Qualifikationen, die erst erworben werden müssen. Wenn zum Beispiel ältere Menschen jüngeren über belastende Aspekte ihrer Geschichte berichten, dann ist zweierlei gefordert: Zuhören können und Verantwortung übernehmen. Beides sind nach Ulrich Baer (2000) Qualitäten einer kompetenten „Zeugenschaft der Erinnerung“. Dies setzt die Ausbildung von Eigenschaften voraus, wie emphatisches Verständnis für schwerste traumatische Erlebnisse in der Vergangenheit fremder Menschen, einschließlich ein Verständnis dafür, dass das Erinnern von und das Sprechen über solche Traumata zu einer neuerlichen Traumatisierung führen können. Im Gespräch mit ZeitzeugInnen ist also immer ein Stück weit ein „Denken mit den Opfern“ (Straub 1991) gefordert. Zumindest in Ansätzen sollte auch beim bloßen Zuhören ein solches mitfühlendes Denken vorhanden sein, damit die Artikulation einer Lebensgeschichte nicht von vorneherein als ein Geständnis oder Bekenntnis erscheint – oder in peinliches Schweigen übergeht.

4. Der am schwierigsten zu realisierende Anspruch dieses methodischen Zugangs ist der reflektierte Einsatz von Emotionalität und die genaue Analyse der Machtverhältnisse in den Diskursen. Anders ausgedrückt: Die Geschichten, die wir hören, bringen etwas in uns zum Klingen. Wir sind also zunächst so etwas wie ein Resonanzboden bzw. Klangkörper für unsere Wahrnehmungen. Dann versuchen wir, die Melodie zu erkennen bzw. zu rekonstruieren: Wer spricht zu uns? Wie und in welchen Zusammenhängen wird über etwas gesprochen – oder geschwiegen? Das subjektive Interesse am Thema und das Engagement, die „Melodie“ zu identifizieren und für uns zu deuten, geben den Ausschlag dafür, mit welchem Grad an „Toleranz“ wir auch anderen neuen Informationen begegnen. Im Grunde liegt darin die Zukunftsfähigkeit dieses Forschungszugangs, denn alle Auseinandersetzungen mit einer neuen Realität sind immer auch Auseinandersetzungen mit dem Fremden, mit fremden Menschen, mit fremden Erfahrungen, mit fremden Geschichten, mit fremden Kulturen usw. Das heißt anders formuliert: Neue Begegnungen und Entdeckungen werden zu nachhaltigen Lernprozessen nur dann, wenn sie die eigenen Grenzen überschreiten, wenn sie transzendieren, was wir glauben, immer schon gekannt und gewusst zu haben.

5. Das Ziel, die Vergangenheit zu verstehen, um aus ihr zu lernen, erfordert eine „dichte Wahrnehmung“ hochkomplexer Vorgänge, einschließlich der eigenen Geschichte und der eigenen Rolle im Prozess des Suchens und Entdeckens von Fremdheit. Eine Kultur zu verstehen, sowohl die eigene als auch eine fremde, heißt deshalb immer, zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen dem Erlebten und Mitgeteilten, zwischen dem flüchtigen ersten Eindruck und der „ganzen Geschichte“ hin und her zu pendeln und plausible, nachvollziehbare Verweisungszusammenhänge (im Sinne von Jürgen Ritsert 1975) herzustellen. Wenn es uns darüber hinaus gelingt, zwischen Gesellschaft, Geschichte, Kultur und dem eigenen Leben vermittelnde Verbindungslinien herzustellen, Vergleiche anzustellen, Unterschiede und Widersprüche zu erkennen, dann haben wir auf dem Weg zu einer adäquaten Erkenntnis von gesellschaftlichen Zusammenhängen schon einen großen Schritt getan.

Ich versuche eine Zusammenfassung der bisherigen Gedanken: Die von mir bevorzugte Herangehensweise bei der dialogischen Wahrheitssuche besteht darin, der Verbindung von eigener Lebenswelt und umgebender Gesellschaftsgeschichte nachzuforschen. Solche Verbindungen lassen sich methodisch durch Spurensuche und Spurenlesen herstellen. In Form von Ortsbegehungen, Zeitzeugenbefragungen und Selbstreflexionen - letztlich alles Formen, die die Aktivierung von Erinnerung und Gedächtnis zum Ziel haben - konzentriert sich unser Forschungsinteresse auf bisher Vernachlässigtes und Unterdrücktes, auf Verdecktes und Verborgenes, auf Unscheinbares und Unsichtbares. Oft werden Nebensächlichkeiten zur Hauptsache. Zusammenhänge stellen sich hypothetisch her durch Kombination, Vergleich und Reinszenierung. Diese Vorgangsweise hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der literarischen Figur des Sherlock Holmes. Ausgehend von der subjektiven Wahrnehmung von Spuren, begleitet von der eigenen Reflexionsfähigkeit, eignen wir uns - mehrperspektivisch - den historischen Erfahrungsraum jenes gesellschaftlichen Sektors an, dem wir selbst angehören. Es geht darum, jene „verborgenen Realitäten“ zu erschließen und zur Sprache zu bringen, die wir bisher nur vermutet haben. Diese Aneignung geschieht „anhand von Spuren in Gestalt von nebensächlicher oder unwichtiger Details, die dem Bewusstsein, der Intention und Kontrolle der die Spuren hinterlassenden Akteure entzogen waren und dann wiederum Aufschluss geben können über eine verborgene Vergangenheit. Diese Spuren werden als Anzeichen gedeutet und gebraucht, insofern sie die Rekonstruktion eines Einzelfalles bzw. die Identifizierung eines Individuums ermöglichen.“ (Krämer 2007, S. 168)

Das Vordringen in die Tiefendimensionen des kollektiven Gedächtnisses und die Interpretationen ihrer Vielschichtigkeit müssen schrittweise erfolgen und unterliegen selbst komplexen Lernprozessen. Nur wenn man sich allmählich und methodisch kontrolliert dem Sichtbar- und Verstehbarmachen von personalen und gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen annähert, kommt jene Vergangenheit ins Blickfeld, die durch politische Macht der Erkenntnis entzogen und deshalb „unsichtbar“ war.

Arbeit an der Erinnerung, erhellendes Abtasten der „dunklen Schatten der Vergangenheit“, Spurensuche in der Gegenwart sind auch Beiträge zum „Erinnern an das Vergessen“. Der Mensch, der sich bewusst zu den hellen und dunklen Seiten der eigenen Vergangenheit verhält, weiß auch von der Verantwortung, das historische Erbe der vorangegangenen Generation zu tragen. Fred Kautz nennt dies „Treuhandverantwortlichkeit“ (Kautz 1998, S. 82). Er begründet sie so: Es trifft eben nicht zu, dass jemand Verantwortung nur hat für das,

was er gemacht hat. Man kann sich auch für Geschehenes, an dem man nicht beteiligt war, verantwortlich fühlen. Gerade dann, wenn man schon seit Generationen einem Kulturkreis oder einem Familiensystem angehört, in dem das Einhalten des Schweigekonsens bezüglich der Mitverantwortung an einem menschenrechtswidrigen Geschehen zur Pflicht erhoben wurde, muss man in diese Verantwortung treten – auch um den Preis der Aufkündigung von Loyalität und Gehorsam der älteren Generation gegenüber.

Literatur:

Baer, U. (Hrsg.): „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerungskultur nach der Shoah. Frankfurt/M. 2000, S. 7-31

Geertz, C.: Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten. München 1997

Görg, K.: Wir sind, was wir erinnern. Zwei Generationen nach Auschwitz. Stimmen gegen das Vergessen. Konstanz 2009

Gstettner, P.: Erinnern an das Vergessen. Gedenkstättenpädagogik und Bildungspolitik. Klagenfurt/Celovec 2012

Kautz, Fred: Goldhagen und die „hürnen Sewfriedte“. Die Holocaust-Forschung im Sperrfeuer der Flakhelfer. Berlin 1998

Krämer, S.: Immanenz und Transzendenz der Spur: Über das epistemologische Doppelleben der Spur. In: Krämer, S./Kogge, W./Grube, G. (Hrsg.): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. Frankfurt/M. 2007, S. 155-181

Levi, P.: . Die Untergegangenen und die Geretteten. München 1990

Lohrbächer, A. u. a. (Hrsg.): Schoa - Schweigen ist unmöglich. Erinnern, Lernen, Gedenken. Stuttgart 1999

Ritsert, J.: Wissenschaftsanalyse als Ideologiekritik. Frankfurt/M. 1975

Straub, J.: Denken mit den Opfern. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg in autobiographischen Erzählungen: Psychologische Analysen. In: Psychologie und Geschichte 3, 1991, S. 115-129

Traverso, E.: Gebrauchsanleitungen für die Vergangenheit. Geschichte – Erinnerung – Politik. Münster 2007